Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 33 (1962)

Heft: 5

Artikel: "Richters Wilhelm" : ein Lebensbild aus früherer Zeit [Fortsetzung folgt]

Autor: Wehrli, Dora

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-807489

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Richters Wilhelm»

Ein Lebensbild aus früherer Zeit, nachgezeichnet von Dora Wehrli, Trogen

Vom Thurgauer Dörfchen her bewegte sich ein stiller Leichenzug dem Hauptdorf und der Kirche zu. Dem Sarg folgte der Witwer, Metzger der Gemeinde und Landwirt, sein einziges, kaum zehnjähriges Büblein an der Hand. Verängstigt folgte es dem Sarg seiner Mutter. War's denn ein Traum? Ging wirklich sein geliebtes Mütterlein für immer von ihm?

Diese Mutter, die so sorgsam über Leib und Seele ihres etwas spät geborenen Bübleins gewacht, es auch vor jedem seelischen Schaden zu hüten sich bemüht hatte? Am liebsten hätte sie es vor jedem Umgang mit der etwas grobschlachten Dorfjugend abgesperrt. Aber sie wollte ihn nicht verhätscheln. Wenigstens sonntags durfte er bei ihren Spielen mittun. Jedoch früh abends holte sie ihn von allem weg, herein von der Strasse. Da hatte sie schon ihr Gebetbuch «Das himmlische Vergnügen» von Schmolke auf dem Tisch bereitgelegt. In diesem gab es für jeden Tag der Woche ein kurzes Morgen- und Abendgebet. «Gell, du weisst ja, was wir jetzt wollen», sagte sie gütig, und sie setzten sich vor das Buch. Sie las laut und langsam das längere Gebet, und der kleine Wilhelm musste darauf das kürzere lesen, wobei sie geduldig seine Lesefehler verbesserte, ohne ihm jedoch den oft unverstandenen Inhalt zu erläutern. Nachher durfte er nicht mehr zum Spiel der Kameraden zurückkehren, sondern musste ihr vor und nach dem Abendessen Handreichung tun.

Mittags hatte man bei Metzgers, trotz dem Beruf des Vaters, nur jeden zweiten Sonntag Fleisch zum Mittagessen. Das bereitete der Vater zu, derweil die Mutter zum Gottesdienst ging. An den Zwischensonntagen kochte die Mutter Knöpfli (Spätzli), wobei klein Wilhelm neben ihr am Herd stand und «half». Da fischte sie denn ab und zu so ein besonders dickes Knöpfli aus dem heissen Wasser und steckte es ihm ins Mäulchen. Oh, wie liebte er sein Leben lang die Knöpfli! Aber niemand machte sie je so gut wie damals die Mutter an den Knöpfli-Sonntagen.

Während die Mutter sich um klein Wilhelms Gemüt annahm, tat auch der Vater das Seine. Er hatte als Handwerksbursche die Welt weitherum erwandert, mit offenen Augen namentlich für alles, was die Politik anging. Nun war er ein fleissiger Leser der Thurgauer Zeitung und bildete sich seine sehr selbständigen Urteile. So galt er als der massgebende Politiker des Dorfes, um den sich die politisierenden Männer des Dorfes gerne zum Gespräch scharten. Der kleine Wilhelm schrieb später folgende Erinnerung nieder:

«Eines Abends waren auch wieder einige Nachbarn im nahen Wirtshaus versammelt, aber es fehlte ihnen, wie sie meinten, in ihrer politischen Unterhaltung der gereifteste Politiker des Dorfes. Alsbald wurde eine Abordnung an meinen Vater abgesandt mit dem Auftrag, ihn herzubringen. Auch Mutter war anwesend, als die Abordnung kam. Sie bat die Kommenden, von ihrem Begehren abzustehen. Als sie aber darauf beharrten, fing sie an zu weinen und protestierte heftig. Vater wollte ihr zuliebe daheim bleiben; aber sie packten ihn kurzerhand, setzten ihn in eine ‚Zeine', die grad im Hausflur stand und trugen ihn so ins Wirtshaus. Mutter und ich weinten den ganzen Abend. So bekam ich den ersten Begriff von jener satanischen Pumpe, die aus so vielen Familien Wohlfahrt, Frieden, Glück, Gesundheit und die erhabensten Regungen im Menschen aufsaugen kann — vom Wirtshaus.»

Aber diesem Vater ging es schon früh um die Entwicklung der Erkenntnisse seines einzigen Söhnchens. Er erkundigte sich fleissig bei seinem Freund, dem Dorflehrer, nach den Leistungen des kleinen Mannes, nahm ihn auch etwa selber vor, seine Lesekünste zu prüfen. Daneben aber stellte er ihn streng in die körperliche Arbeit hinein. So erinnert sich Wilhelm in seiner Lebensrückschau:

«Ich musste, als ich noch kaum zur Schule ging, beim Pflügen die Ochsen führen. Da ging es oft nicht gut. Es gab gefehlte Furchen, und der Vater rief mir von hinten her ungehalten zu: ‚Du fährst am End zum Mond hinauf oder bleibst unterwegs an einem Stern hangen!' Ich möchte den Vater nicht tadeln, dass er mich in aller Arbeit scharf ins Zeug nahm. Kam ich doch aus aller Zimperlichkeit heraus, und wie wohl kam mir das alles später, als ich widerspenstige und arbeitsscheue Buben zur Arbeit anzuleiten hatte.

Ob mein Vater je wünschte, dass ich seinen Beruf erlerne, darüber hörte ich ihn nie sprechen. Aber, dass er erproben wollte, wie ich's angreifen würde, das bekam ich wohl zu merken. Eines Nachmittags sollte ein Rind geschlachtet werden; Vater wollte mich dabei haben. Als das Tier gestochen war, erhielt ich den Auftrag, das Blut aufzuhalten. Hiezu erhielt ich in die eine Hand einen Kübel und in die andere einen buchenen Bengel mit dem Auftrag, das Blut während des Einschiessens desselben in den Kübel mit dem Bengel fleissig zu rühren, damit es nicht gerinne. Es sollte zu Blutwürsten verwendet werden. Aber ich hatte so arg Mitleid mit dem geschlachteten Tiere und griff das Ding sehr zimperlich an. Der Vater wurde zornig und befahl mir, die Sache energischer anzupacken; es nützte nichts. Da kam er auf mich los und ergriff meinen Arm, und da mir im Schreck der Prügel aus der Hand fiel, tauchte er kurzerhand meinen Arm samt dem Hemdärmel bis zur Schulter ins Blut und rührte damit im Kübel: ‚Bub, dich will ich schon lehren Blut rühren!' Was die Mutter dazu sagte, darüber habe ich nichts vernommen. Jedenfalls hat Vater nie mehr solche Zwangsmassnahmen mit mir durchgeführt.»

War's ein Wunder, dass sich klein Wilhelm am liebsten zu seiner verstehenden Mutter hielt . . .?

Und nun — nun hatte ihm die schleichende, böse Krebskrankheit dieses Mütterlein weggenommen. «Armes Büblein», raunten die Frauen im Leichenzug, «die Metzgerin war eine brave Frau und eine gute Mutter.» Dieser Beerdigungstag war der Funkensonntag des Jahres 1863, und das Büblein, das an des Vaters Hand der Leiche folgte, war «Richters Wilhelm».

Wieso «Richters»? Sein Vater war ja Landwirt und im Nebenberuf der Metzger, der im Dorf herum die Hausschlachtungen besorgte — nicht Richter. Aber er war

ein Enkel des Joh. Kaspar Wehrli, geb. 1746, gewählt zum Richter und «Kehlhöfler» (etwa «Bezirksverwalter»), der mit dem Pfarrer des Hauptdorfes Hüttlingen und dem Lehrer Thomas Wehrli zusammen die Schule des Heimatdörfleins Eschikofen gegründet hatte. Seither wurde dieser Wehrlistamm im Dorf «die Richters» genannt, neben einer andern Wehrlilinie, deren Angehörige «die Gabelmachers» hiessen. Von diesem Richter-Grossvater ging die politische Ader auf die Nachkommen über. Auch Wilhelm sollte sie noch entwickeln. Der Vater musste nun für seinen Haushalt eine Wirtschafterin einstellen. Leider begehrte und vermochte diese gar nicht, den kleinen Wilhelm für sich zu gewinnen. Er konnte und wollte sich nicht von ihr leiten lassen, wurde ein fertiger Strassenjunge, der nun, sehr im Gegensatz zur Lebzeit seiner Mutter, in zerrissenen Kleidern herumlief und nach und nach in jeder Beziehung verwahrloste. So berichtet er später über diese Zeit:

«Nicht bloss am Sonntag fast den ganzen Tag, sondern auch am Werktag in jeder möglichen Zeit machte ich mich von Hause fort. Die Haushälterin war froh, wenn ich ihr aus den Augen war, und ich war froh, wenn ich so wenig als möglich bei ihr sein musste. Es ist mir jetzt noch nicht klar, warum der Vater damals meine Zügel nicht anders angezogen hat. Er hat sie angezogen, aber nicht im Sinne der Vorbeugung, sondern nur als Strafrichter, wenn er wieder einmal einen Streich von mir erfuhr. Ich kam jetzt ganz auf den Weg eines werdenden Taugenichts, von der Sorte jener Knaben, die man mir später zur Korrektur übergab. Ich gehörte zu den zerlumptesten Buben im Dorf und wurde darüber verspottet und ausgelacht, sogar vom Lehrer, der ja sonst immer noch mit meinen Leistungen zufrieden war. Klagte ich diese beschämende Bitternis der Haushälterin, so entgegnete sie etwa: ‚Ja ja, i mache s denn scho i d Ornig, wenn i Zit ha' — und liess es sein.

Zum Unglück fehlte es im Dorf nicht an Buben, die noch schlimmer waren und in mir einen gefügigen Mitläufer zu ihren Streichen fanden ...»

Wilhelms Glück und eine unbewusst von ihm ergriffene Abwehr gegen die eigene Verwahrlosung bot dem heranwachsenden Knaben die *Schulbibliothek,* die gerade in jener Zeit von einem Wohltäter geschenkt und eingerichtet wurde.

«Ich war hocherfreut über diese Neuerung und benutzte die Gelegenheit reichlich. Auch mein Vater ermunterte mich zum Lesen und hatte sichtliche Freude, als er bald in meinen Heften beobachtete, wie durch das Lesen mein schriftlicher Ausdruck sich besserte. Ein Büchlein übte einen ganz besonders eigenartigen Einfluss auf mein junges Gemüt und wurde sozusagen mein Schicksal. Das war das Puppikofersche Lebensbild von Seminardirektor Wehrli. Noch konnte ich nicht den ganzen Inhalt des Büchleins wirklich verstehen. Aber die Tatsache, dass dieser berühmte Seminardirektor ein Eschikofer war, belebte meinen Geist in höchstem Grade. Meine beiden Grossväter waren seine Schulkameraden gewesen, und sein Vater Thomas Wehrli hatte seine Schule in eben dem Hause geführt, in dem ich selber jetzt daheim war. Ich holte diese Lebensgeschichte immer wieder aus der Bibliothek und las sie so oft, wie ich wohl später kaum mehr ein Buch gelesen habe. Dass ich später einmal denselben Beruf ergreifen würde, wie dieser, mein verehrter Namensvetter, ihn mit Fellenberg in Hofwil und später in Kreuzlingen ausgeübt hatte. Wenn mich damals schon Pläne für die Zukunft beschäftigten, so kann es nur der Gedanke gewesen sein, dass ich eben als einziger Sohn meines Vaters dessen Heimwesen zu übernehmen hätte. Aber es kam anders.»

Zwei Jahre nach Mutters Tod sass H. U. Wehrli mit seinen Verwandten in des Nachbars Wohnstube, plaudernd und politisierend. Alter Sitte gemäss feierte man bei Most und Eierzopf mit Spiel und Geplauder den Berchtoldstag. In vorgerückter Stunde brach der 45jährige Witwer auf und verabschiedete sich mit dem entscheidenden Wort: «So, jetzt habe ich das letztemal ‚bertelet'.» Ob der bisher gesunde Mann sein nahes Ende oder schon die Krankheit spürte, hat Wilhelm nie erfahren. Er wusste vorläufig nichts von dieser Aeusserung, beobachtete aber verwundert, dass der Vater sich neuerdings intensiv ins Lesen des Neuen Testamentes vertiefte. — Auf Fasnacht, also zwei Jahre nach dem Heimgang seiner Frau, erfasste ihn die galoppierende Schwindsucht, und am Ostermorgen verschied er. Wilhelm war eine Waise geworden.

«Nach dem Mittagessen trug mein Vetter die Leiche in eine obere Kammer. Erst jetzt, wo ich den mit der starren Leiche beladenen Vetter die Stiege hinaufgehen sah, übernahm mich das unsagbare Weh, empfunden teils aus Schmerz über das Furchtbare des Todes, teils weil mir erst in diesem Moment meine eigene Situation klar wurde. Während der Krankheitszeit war ich nicht mürbe geworden; ich war derselbe Bengel geblieben, der ich nun einmal war. Aber jetzt wurde ich mürbe. Ich stieg auf die Scheiterbeige hinter dem Haus und weinte, bis ich auf dem harten Lager einschlief. Abends weckte man mich und holte mich zum Essen ...»

Eine Dorfgemeinschaft nimmt teil am Schicksal ihrer Zugehörigen. Nicht wenige Dorfgenossen hatten der zunehmenden Verwilderung des Metzgersbuben kopfschüttelnd und mit Bedauern zugeschaut. Da war zum Beispiel die gütige «Beckin» in der Bäckerei und Wirtschaft nebenan. Bei ihr hatte Wilhelm alle 14 Tage die Hefe holen müssen für das Schwarzbrot, das daheim aus dem eigenen Korn gebacken wurde, und allemal hatte sie ihm ein gutes Wort und ein Stück Weissbrot gegeben, was dem verwahrlosten Kind beides wohl bekam. Die Bäckersleute waren kinderlos, und sie liessen das Waisenamt wissen, dass sie es wagen wollten, vorläufig provisorisch den ungebärdigen Jungen bei sich aufzunehmen.

«Am 10. Mai 1865 schritt ich mit meinen Siebensachen dem Bäckerhaus zu. Die Frau sah mich daher kommen und kam mir aus dem Hause entgegen. Sie nahm mich bei der Hand und sagte gar freundlich zu mir: ‚So, Wilhelm, willst du jetzt bei uns daheim sein?' Mit diesem herzlichen Gruss und Willkomm hatte die liebe Frau mein Herz erobert. Auch der Mann grüsste mich freundlich. Aber seine strengere Art hielt mich in Distanz; ich war froh, dass sich meine Arbeiten mehr in der Umgebung der Frau als der des Mannes abspielten. In einer Wirtschaft gibt es mehr Hausgeschäfte als in einem Privatbauernhaus.»

Nun hatte Wilhelm wieder eine Heimat bei gütigen Menschen, die aber sehr fleissig waren und auch ihn alsbald in strenge Arbeit einschalteten. Da gab es keine Zeit mehr für private Liebhabereien. Die Bäckersleute besassen viel Wald, also genug Holz für ihre Bäckerei. Beim Fällen und Zurichten des Holzes musste der Knabe dem Vater fleissig helfen.

«Interessant war die Waldarbeit im Winter 1870/71. Ich musste allein Reiswellen machen. Da hörte ich fast jeden Tag den Kanonendonner der Belagerung von Belfort. Besonders überraschend war das Getöse, wenn ich das Ohr an den gefrorenen Boden hielt. — Die liebste Arbeit im Freien war mir die Rebarbeit. Auch da lernte ich jedes Einzelwerk: Beschneiden, Holzauflesen, Stickeln, Binden, Hacken, Läubeln, Ausbrechen, Heften, Ueberheften, Obenabnehmen — und endlich das Traubenabschneiden, das hatte ich bald los. Oh, das waren köstliche Tage in den Reben, wenn mir die Pflegemutter die Geschichte ihrer Heimat und Familie erzählte und von ihrer Dienstzeit bei ihrer Herrschaft in St. Gallen.»

Ausser bei diesen Arbeiten wurde Wilhelm auch eine gute Hilfe in der Wirtschaft. Den Pflegeeltern wurde der Gedanke daran immer vertrauter, den geweckten und anhänglichen Buben dereinst zum Erben ihres Betriebes zu machen. Unterdessen kam er in die Repetierschule des Dorfes; bald würde seine Schulpflicht zu Ende sein. Wilhelm selber dagegen strebte darnach, mit einzelnen seiner Mitschüler die Sekundarschule des Nachbardorfes Müllheim besuchen zu dürfen. Sein Vormund willigte ein. So bestand Wilhelm die Aufnahmeprüfung und machte nun täglich den weiten Weg über die Thur nach der Müllheimer Sekundarschule.

(Fortsetzung folgt)

Unterbringungsmöglichkeiten für junge Leute gesucht

«Im vergangenen Jahr hat sich erneut gezeigt, wie schwierig die Unterbringung junger Leute sowohl an Privatplätzen, wie in Heimen und Anstalten ist. Dagegen erhalten wir fast täglich Anfragen von Pflegeeltern, vornehmlich Bauern, welche 10 bis 12jährige Knaben zu sich nehmen möchten. Es ist klar, dass sie hoffen, mit der Zeit eine Hilfe für Haus und Feld zu gewinnen. Dieses Missverständnis gibt zu denken. Ist es wirklich so, dass man sich nur noch fremder Menschen annimmt, wenn damit ein nützlich-praktisches Ziel in Aussicht steht und man die Fürsorge für das persönliche Wohl nur noch als unvermeidliche Dreingabe auf sich nimmt?

Auch die Einweisung charakterlich schwieriger Jugendlicher in Erziehungsheime ist nicht mehr so einfach wie früher. Jeder Heimleiter möchte zunächst aus seinem Haus etwas machen. Dazu kann er nicht jeden beliebigen Zögling brauchen, sondern gibt jenen den Vorzug, bei denen er auf einen Erfolg hoffen kann. Noch sind wir nicht so weit, dass für die Aufnahme in ein Heim für Schwachbegabte eine Aufnahmeprüfung absolviert werden muss, aber die Tendenz geht in dieser Richtung. Das Schweizerische Anstaltswesen spaltet sich zusehends in die Spezialheime auf, was an sich richtig ist, aber dem Versorger oft fast unlösbare Probleme aufgibt. Denn die Schar derer, die in keines der bestehenden Heime passen, wird immer grösser. Schon seit Jahren ist die Schaffung einer Anstalt für Schwererziehbare geplant. Das Projekt ist aber noch nicht greifbare Wirklichkeit. Kinder im Alter von 13 bis 15 Jahren sind ebenfalls sehr schwer intern unterzubringen, da sie für das eine Heim zu alt, für das andere aber noch zu jung erscheinen.

Dagegen sehen wir uns bei der Privatunterbringung Jugendlicher in der Stadt oder deren Umgebung oft beinahe unlösbaren Aufgaben gegenübergestellt. Der Wohnraum ist so knapp geworden, dass einfach kein Platz mehr da ist für ein weiteres Familienmitglied. Und eben gerade als Familienmitglieder, nicht als Pensionäre sollten unsere jungen Leute Aufnahme finden können. In derselben Lage wie wir befinden sich alle Instanzen, welche Jugendliche zu betreuen haben. Es drängt sich daher die Schaffung einer oder mehrerer Grossfamilien in oder um Basel auf von der Art jener Grosspflegefamilien, welche durch die Schweizerische Pflegekinderaktion ins Leben gerufen worden sind. Daneben wäre noch vermehrt an die Bevölkerung zu gelangen, um sie von der Notwendigkeit guter Unterbringungsmöglichkeiten zu überzeugen.

Fürsorgedienst Bürgerl. Waisenhaus Basel

Heimeltern berichten

In allen Kindern, auch in den schwachen und schwierigen, schlummern Anlagen, die zum Menschen gehören. Diese Kräfte zu wecken, die Wesenszüge jedes Kindes zum Vorschein zu bringen und in richtige Bahnen zu leiten, erfordert stete Beobachtung und Aufmerksamkeit, langmütige Geduld und selbstlose Liebe. Dabei können und wollen wir dem Kinde aber nicht jede Belastung sorgsam aus dem Wege räumen. Wenn ein Mensch sich im Leben durchsetzen will, dann muss er auch lernen mit Unannehmlichkeiten fertig zu werden. Ebenso wichtig ist es, wenn er schon in der Jugend gelernt hat zu verzichten und mit andern zu teilen. Ein Kind lieben heisst ganz einfach, ihm gerade das angedeihen zu lassen, was seinem körperlichen und seelischen Wohl dient. Manchmal ist es sehr schwer, dies dem Kinde begreiflich zu machen und wir müssen uns damit abfinden, dass diese Einsicht vielleicht erst nach Jahren kommt.

Im Berichtsjahr hat der veraltete Name «Kantonale Mädchenerziehungsanstalt» endlich einer zeitgemässeren Bezeichnung weichen müssen. Mit Recht haben traditionsgebundene Freunde immer wieder betont, es komme ja nicht auf den Namen an, sondern auf den Geist, der in einem Hause walte. Aber, war es nicht gerade unser Name, der den Aussenstehenden fast zwangsläufig an den Ungeist gewisser Zwangserziehungsmethoden erinnerte? Damit war namentlich bei den Eltern unserer Kinder oft schon ein Vorurteil da.

Glarner Töchterheim, Mollis